

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 20 (1944-1945)
Heft: 8

Artikel: Randbemerkungen
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069589>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

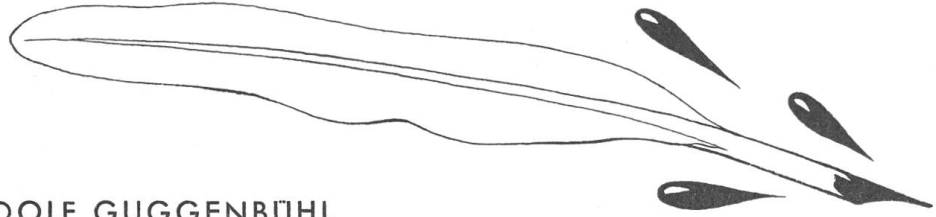
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

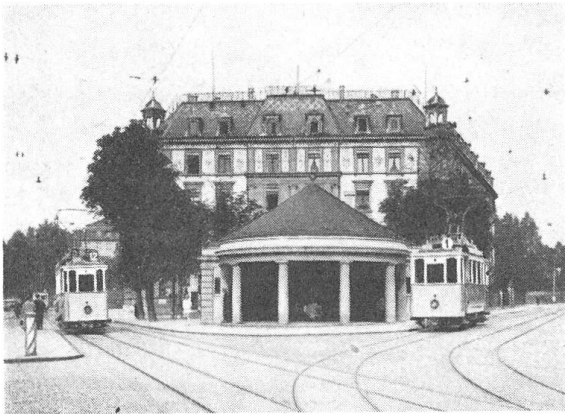
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

RANDBEMERKUNGEN

VON ADOLF GUGGENBÜHL



Den Unsterblichen geweiht



Was ist das? Ein griechischer Tempel, dem Gott Apollo geweiht? O nein, dieses klassische Gebäude beherbergt eine Tramwarte, eine Bedürfnisanstalt und einen Kiosk und befindet sich am Kreuzplatz in Zürich.

Solche Bauten findet man in vielen unserer Städte: Bizarrer Ausdruck einer Zeit, welche die Maßstäbe gänzlich verloren hat! Unwichtige Bauten, die ständig wechselnden Alltags-Bedürfnissen dienen und deshalb einen unauffälligen und provisorischen Charakter tragen sollten, erhalten die Form von Sakralbauten, die für die Ewigkeit berechnet sind. Sie werden so massiv (und so teuer) gebaut, daß sie Jahrhunderte überdauern würden — wenn man sie nicht nach 30 Jahren, da sie

überflüssig geworden sind, abbrechen würde.

Das Nichtunterscheidenkönnen zwischen Wichtigem und Unwichtigem, die unrichtige Akzentsetzung, macht unser Leben spannungslos und langweilig.

Volk der Pädagogen

Die vielen Opfer, die wir während dieses Krieges für diejenigen brachten, die in unserm Lande Zuflucht suchten, werden immer ein Ruhmesblatt in unserer Geschichte bilden. Es ist nur schade, daß dieses schöne Bild einen dunklen Flecken aufweist, dem eines unserer Nationallaster zugrunde liegt: der unerträgliche Moralismus. Wir gleichen der alten Jungfer, die zwar einem Bettler großherzig ein Almosen reicht, es aber nicht lassen kann, gleichzeitig einige unangenehme Ermahnungen damit zu verbinden. Man stelle sich einmal vor, wir würden irgendwo in Frankreich oder Italien als Flüchtlinge aufgenommen, und die dortigen Zeitungen würden sich entblöden, ständig unsere Erscheinung zu kritisieren, uns Vorwürfe zu machen wegen unseres Haarschnittes, oder wegen der Art, wie wir die Fingernägel schneiden! Schließlich sind wir nicht zu Erziehern der Polen, Engländer und Italiener berufen, und es ist ihre Sache, ob die Männer sich mit Pomade frisieren und welchen Puder ihre Frauen verwenden.

In dieses peinliche Kapitel gehört auch, daß alle schweizerischen Mädchen und Frauen, die sich der Internierten annehmen, Gefahr laufen, auf hämische Weise abgekanzelt zu werden. Bezeichnend für diese Geisteshaltung ist ein Artikel, der anlässlich der Abreise amerikanischer und englischer Internierter in einer schweizerischen Zeitung erschien:

Scheiden tut weh!

« Wenn die Soldaten durch die Stadt marschieren, öffnen die Mädchen die Fenster und die Türen... » Und dann stürmen sie auch scharenweise zum Bahnhof, unsere Zürcherinnen, um ihrem Joe, Jack oder Jimmy noch ein Päckchen mit auf die Reise zu geben. Es war am Mittwochnachmittag, als ich durch den Bahnhof ging und hier die « Auslese » unserer Zürcherinnen « bewunderte », die, fast sah es so aus, einen Zug mit amerikanischen und englischen Internierten stürmen wollten, der zur Abfahrt Richtung Genf bereitstand. Das Güterpersonal hatte alle Mühe, um sich den Weg durch die Menge zu bahnen. Da aber naht die Rettung in Gestalt eines rotbemützten Bahnbeamten, der die Situation auf meisterhafte Weise meisterte. Er rief den Frauen zu, sie sollen sich bitte in den Wartesaal 3. Klasse begeben, um dort zu warten, bis das Gepäck aufgeladen und die Zugskomposition bereit sei, man werde ihnen dann wieder rufen. Der Dinge harrend, die da kommen sollten, begaben sie sich dorthin, wo sie der Rotbemützte nach einer halben Stunde wieder holen ließ. Aber, o Schreck — der Zug war bereits abgefahren, und tiefbetrübt zogen sie von dannen.

Sichtlich vergnügt über die originelle Idee des Bahnbeamten, verzogen sich die übrigen Zuschauer und lachten sich heimlich ins Fäustchen. Vielleicht ist das nächste Mal ein Filmopérateur in der Nähe, um diese Anhänglichkeit zu fremdem Tuche zu verewigen.

In der Schule wurde uns erzählt, welch rührende Szenen sich abspielten, als die Bourbaki-Soldaten die Schweiz verließen. Und heute hat die tantenhafte Gesinnung dermaßen Oberhand bekommen, daß man bereits glaubt, das Überbringen von Abschiedsgeschenken an einem öffentlichen Bahnhof als Zügellosigkeit anprangern zu müssen.

Vergällte Feste

« Ich liebe Dich! » — die süßesten Worte, die der Verliebte hören kann und die ihn immer wieder entzücken.

« Ich eile zum Schlusse » — die süßesten Worte für den Zuhörer eines Redners, aber wie bei den Liebesbeteuerungen handelt es sich leider oft um leere Versprechungen. Die langen Reden sind ein eigentliches Krebsübel unseres offiziellen Lebens. Jedes Fest, jedes Bankett, jede Jahresversammlung wird durch sie vergiftet. Es gibt bei uns viele Vereine, die keinen richtigen Vereinszweck mehr haben. Und es gibt ungezählte junge Leute voll Tatendurst und Weltverbesserungspläne. Hier wäre ein Ziel, des Schweißes der Edlen wert: die Gründung einer Gesellschaft zur Bekämpfung der langen Reden. In den anglosächsischen Ländern gehört es zum Anstand, daß eine Tischrede nur drei Minuten dauert, wie es bei uns zum Anstand gehört, daß man den Hut in der Kirche abnimmt oder den Braten nicht mit den Händen ißt. Aber während derjenige, der gegen die Tischsitten verstößt, höchstens seinen Tischnachbarn stört, verbittert der Langredner oft Hunderten von Leuten das Leben.

Fast alle unsere offiziellen Reden sind drei- bis zehnmal zu lang.

Grenzen der Mode

**Das Modernisieren
Ihres Eheringes kostet
nur Fr. 15. —**

Das steht auf einem Plakätchen im Schaufenster eines Juweliers.

Es ist immer ein Zeichen geistiger Desorientierung, wenn die Mode auf Gebiete übergreift, auf denen sie nichts zu suchen hat. Gewiß, zwischen Mode und Stil besteht keine deutliche Grenze. Die Kleider, auch die Möbel, alle Gebrauchsgegenstände, ja sogar der Schmuck sind

dem Geschmackswandel unterworfen. Seit man Eheringe trägt, werden sie von jeder Generation etwas anders getragen. Dagegen ist nichts einzuwenden, wohl aber dagegen, daß es Menschen gibt, die glauben, diesen Wechsel krampfhaft mitmachen zu müssen. Daß Gegenstände, die ersetzt werden müssen, im Stil der jeweiligen Mode ersetzt werden, ist in Ordnung. Wenn der Zylinder, den man mit 25 Jahren erwarb, nach 40 Jahren einem andern weichen muß, so wird man selbstverständlich einen Hut kaufen, wie er 1945 üblich ist. Wenn man aber anfängt, zwei-, dreimal in seinem Leben auch die Möbel und die Eheringe zu modernisieren, dann kommt man auf Irrwege. Ein Hausstand darf, ja soll den Charakter des Jahrzehntes tragen, in dem er gegründet wurde, und daß dieser Stil im späteren Leben bereits historisch wirkt, ist kein Nachteil; im Gegenteil, es ist der lebendige Ausdruck dafür, daß die Familie eine feste Burg ist im Wandel der Zeit, daß sie wohl in der Gegenwart lebt, aber in der Vergangenheit wurzelt.

Ihm gab kein Gott, zu sagen, was er leide

«Gott bewahre mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden werde ich schon selber fertig!» möchte wohl jeder manchmal ausrufen, dem die Förderung des Schweizerdeutschen besonders am Herzen liegt. Seit das üble Vorurteil, der Dialekt eigne sich nur für den prosaischen Alltag, im Schwinden begriffen ist, hat auch die Dialektdichtung einen großen Aufschwung erlebt — leider mehr quantitativer als qualitativer Art! Das nachstehende Gedicht (eines der harmlosere Beispiele) ist bezeichnend für eine Gattung Mundartlyrik, welche sowohl den Dialekt wie die Lyrik hemmungslos mißbraucht. Wir haben uns leider an solche Erzeugnisse dermaßen gewöhnt, daß uns ihr ungeheuerlicher Unsinn gar nicht mehr auffällt. Nehmen Sie sich deshalb

die Mühe und lesen Sie die einzelnen Strophen einmal genau durch!

Zum Muttertag

Heiweh

*Müätterli, i muäß dr's säägä:
ich möcht wider emool hei!
Ds Heiweh ploogt mi so truurig —
und i bi so ganz allei! —*

*'s isch so vill bi fründä Lüütä,
wo eim tüüf im Härz inn truggt,
und wiä mängä schwäärä Süüfzger
han i still und tapfer gschlugt.*

*Aber alles goht nid abä:
ds Wasser blybt im Aug inn stuh,
und diä Süüfzger und diä Trändli
wänd halt mängmool kuum verguh! —*

*Müätterli, i mag nid gwartä:
bald, bald chumm i züä dr hei,
und dänn lüüchtet mir dy Liäbi —
bi dänn nümmä so allei!*

*Tuä mr dyni Tüür wyt öffnä
und dys Härz und d'Händ drzuä,
strych mr lysli über d'Stirnä,
schängg mr Troscht und Chraft und Ruäh!*

Die gute neue Zeit

«Noch in anderer Beziehung sticht das Berichtsjahr (1940—1943) aus der langjährigen Reihe unserer Geburtenstatistik heraus: Nach der Höhe der unehelichen Quote. Noch nie seit 1876 sind verhältnismäßig so wenig uneheliche Kinder geboren worden, nämlich nur 5,6 %; während länger als vier Dezennien, von 1888 bis 1933, war deren Anteil fast stets höher als 10 % gewesen.»

(Aus den Mitteilungen des statistischen Amtes der Stadt Zürich.)

Diese erfreuliche Feststellung wird unsere berufsmäßigen Pessimisten nicht daran hindern, an ihrer Formel festzuhalten, die Zügellosigkeit und Verwahrlosung der jungen Generation sei heute so groß wie noch nie.